

# Häutungen und Entpuppungen

Am Filmfestival von Cannes erfinden sich die Altmeister des Kinos neu



**Abgründig.** Antonio Banderas in Pedro Almodóvars «La piel que habito».

ANKE LEWEKE, Cannes

**Lars von Trier ist ein Nazi, ein Vergewaltiger wird bei Pedro Almodóvars zur Frau, und ein Film von Jafar Panahi, der kein Film sein will, wird zum bewegenden Manifest.**

Kein Zweifel, der Mann hat einen Sprung in der Schüssel. Vor zwei Jahren bezeichnete sich Lars von Trier auf seiner Pressekonferenz in Cannes als Herrgott und bester Regisseur der Welt. Und nun kam in diesem Jahr die ganz grosse rhetorische Keule: Von Trier nannte sich selbst einen Nazi, sagte unter anderem, dass er Hitler begreife, wie er allein im Bunker gesessen habe. Dafür gab es die Quittung: Am Donnerstag wurde von Trier vom Festival de Cannes ausgeschlossen.

Und doch: Die Reaktion ist übertrieben. Nicht nur, weil sich der Regisseur am Vortag bereits auf Aufforderung der künstlerischen Leitung für seine Entgleisung entschuldigt hatte. Sondern weil seine Ausserungen, so dümmlich und politisch unkorrekt sie auch sind, in einem bestimmten Kontext stattfanden: Der zutiefst neurotische Lars von Trier befindet sich in einem selbstzerstörerisch-sarkastischen Dauerzustand. Seine Nazi-Äusserung bezog sich ironisch auf seine deutsche Abstammung. Dass er Hitler begreife, relativierte er sofort wieder durch eine Verurteilung des Zweiten Weltkriegs. Kurz: es handelt sich um krudes bedenklches Geschwafel, für das er sich zu Recht entschuldigen musste. Und dabei hätte man es auch belassen sollen. Der Ausschluss vom Festival erfolgte dann aber nicht durch die künstlerische

Leitung von Cannes, sondern durch die Vorstandsebene. Das lässt darauf schliessen, dass es politischen Druck gab.

All das ist umso bedauerlicher, weil von Triers Wettbewerbsbeitrag «Melancholia» sein humanistischster Film seit Langem ist. Der dänische Regie-Exzentriker hat sich noch einmal neu erfunden, mit einem kulturkritischen Katastrophenfilm, der zu einer grossen Metapher für Melancholie und Depression wird. Letztlich ist dies die grosse Frage, die sich in Cannes, auf dem Klassentreffen der Regie-Stars und Altmeister des Kinos, immer wieder stellt: Gelingt es den Grossen, sich treu zu bleiben und dabei trotzdem neue Wege zu gehen?

**ZERRISSEN.** Angesichts des neuen Films von Pedro Almodóvar muss man leider nüchtern feststellen: In seinem Wettbewerbsbeitrag «La piel que habito» ist der spanische Regisseur in seinen Manierismen erstarrt. Der Film erzählt von einem plastischen Chirurgen (Antonio Banderas), der sich am vermeintlichen Vergewaltiger seiner Tochter rächt: Er entführt ihn und operiert ihn in einem jahrelangen Prozess zur Frau um. Wieder arbeitet Almodóvar mit Spiegelungen und verwobenen Motiven, wieder ist seine Ästhetik exzentrisch stilisiert, wieder springt er zwischen Zeitebenen hin und her. Doch diesmal herrscht im Zentrum der überkonstruierten Erzählung eine seltsame Leere. Während der Zuschauer in früheren Almodóvar-Filmen durch alle Abzweigungen in eine grosse Emotion hineingetragen wurde, bleibt er

am Ende von «La piel que habito» kalt. In Erinnerung bleibt Antonio Banderas als innerlich zerrissener Arzt, der seine verstorbene Frau rekonstruieren will. Schade, dass das von Banderas minimalistisch gespielte Drama dieses modernen Frankenstein nicht auf den Film übergreift.

Vielleicht gehört dies einfach zu einem Festival: Nicht immer und überall Neues zu entdecken, sondern auch zuzuschauen, wie es mit dem Alten weitergeht. Und nach Überraschungen jenseits der grossen Namen zu suchen. Hätte man zum Beispiel gedacht, dass Nicolas Sarkozy zum spannenden Kinosujet werden würde?

**EINGESPERRT.** «La conquête» heisst Xavier Durringers ausser Konkurrenz gezeigter Film, der Sarkozys Weg zur Macht nachzeichnet. Durringer seziiert mit pointensicherer Zuspitzung eine politische Strategie, in der es nur um den kürzesten Weg zur Macht geht. Er zeigt, wie der dynamische Sarkozy das Pariser Politestablishment durcheinanderwirbelt. Den scheinheiligen Floskeln seiner Rivalen begegnet er mit schneidender Aggressivität, vor Vulgaritäten hat er keine Angst. In Durringers konventioneller, aber durchaus unterhaltsamer Satire sieht man, wie sich französische Politiker termingerechtere Interviews in «Le Monde» bestellen, wie Kampagnen entworfen und Images geformt werden. Der Film ist ein Lehrstück darüber, wie die skrupellose Manipulation der Öffentlichkeit jegliche politischen Inhalte ersetzt hat.

In Cannes konnte man in diesem Jahr auch das Gegenteil auf der Leinwand erleben: Einen Film, in dem sich ein Mensch überhaupt erst seinen Weg zur Öffentlichkeit erkämpfen muss. «In film nist» heisst ein Dokumentarfilm des iranischen Regisseurs Jafar Panahi, der in seiner Heimat zu sechs Jahren Gefängnis und zwanzig Jahren Berufsverbot verurteilt wurde. Während er auf seine Berufung wartete, drehte Panahi diesen sehr persönlichen Film. Genauer: Er lässt sich selbst von seinem Kollegen Mojtaba Mirtahmasb aufnehmen. Und so sehen wir Panahi beim Frühstück, beim Telefonieren mit seiner Anwältin, beim Gespräch mit dem Kollegen. Unvermittelt liest Panahi aus dem Drehbuch seines letzten Filmprojekts vor, für das er keine Genehmigung bekam: Ein junges Mädchen wird von seinen Eltern eingesperrt, um es vom Studieren abzuhalten. Panahi beginnt, den Film in seinem Wohnzimmer nachzuspielen, klebt Markierungen auf den Teppich, liest die Sätze der Figuren. Es ist ein bewegender Moment: Ein Regisseur bringt einen Film, der nie gemacht werden durfte, in einem anderen Film zum Existieren.

«Das ist kein Film» heisst der deutsche Titel dieses ungewöhnlichen Cannes-Beitrages. Er ist natürlich trotz allem ein Film geworden. Und ein bewegendes Manifest des Kinos dazu.

bergblick



## Allein fein

SIBYLLE BERG

Auf der einen Seite sterben die Jungen durch die naturgegebene Alterung aus, jedes untergehende Frauenmagazin gibt noch schnell eine «Madame»-Nummer heraus, selbst in der Werbung sind jetzt Greise ab 40 zu sehen, und dennoch haben wir kollektiv unseren Frieden mit dem Verfall noch lange nicht gemacht. Der junge Mensch, der allein in seiner loftgleichen Loftüberbauung wohnt, auf seinem Rennrad zu seiner Arbeitsstelle federt, wo er was mit Social Media oder Google macht, der nach seinen zehn Stunden Tätigkeit ins Gym springt und sich zu Hause eine Ökopizza brät, ist ein Single. Urban, eloquent, vielsprachig. Die Singles, die man Yuppies nannte, damals, als Bret Easton Ellis uns die Welt der Anlageberater erklärte, sterben dann irgendwann genauso aus wie die Jungen. Sie lösen sich auf, verschwinden an den Stadtrand oder ans Seeufer in Überbauungen, und übrig bleiben die Alleinstehenden. Das Modell ist dasselbe, nur ohne Erfolg. Alleinstehende. Das Wort beinhaltet das Elend, es riecht nach Pizzaschachteln, Versagen, sexueller Frustration. Zwischen Singles und Alleinstehenden halten sich nur wenige Jahre auf und die kollektive Ächtung des Alters. Da wird nicht nachgedacht, was die Diskriminierung genau meint, aber nachgedacht wird ohnehin wenig; wozu auch, es ist nicht effektiv, in der Zeit könnte man Marathon laufen und mit einem Herzschlag daran verenden. Die jungen Menschen hassen das Alter, weil es selbst dem Dümmlsten ein Spiegel des eigenen Verfalles ist, und die älteren sind selbstgerecht. Meine Güte. Da lebt einer allein. Er hat seine Pflicht nicht erfüllt. Die Kinderaufzucht, die Masern, der Paartherapeut, das war doch alles kein Spaziergang. In der Verteidigung des eigenen, auch nicht immer perfekten oder gar geplanten Lebensentwurfs neigt der Mensch zur pauschalen Verurteilung von allem, was anders ist. Alleinstehender älterer Mensch. Das Grauen. Das vielen alleinstehenden älteren Menschen relativ egal ist. Sie haben es sich schön eingerichtet, sie sind von der Qual überbordender Hormonproduktion befreit, liegen auf ihrem Sofa und schauen in die Sonne. Diskriminiert mich ruhig, denken sie, aber tut es leise, die Vögel singen gerade so nett.

In der Kolumne «bergblick» erklärt uns Sibylle Berg jeden Samstag die Welt.

## Der Schreihals von Venedig

Vittorio Sgarbi an der Biennale

HENNING KLÜVER

**In Venedig herrscht dicke Luft. Während die Schweizer Kuratorin Bice Curiger an ihrer Hauptausstellung arbeitet, geht es beim Beitrag der Gastgeber drunter und drüber.**

Das Chaos um den italienischen Pavillon spiegelt den zerrütteten Zustand der Kulturpolitik des Landes wider. Der frühere Kulturminister Sandro Bondi hatte den Kunsthistoriker und Kritiker Vittorio Sgarbi als Kurator des italienischen Auftritts bestimmt. Sgarbi, der sich einer engen Freundschaft mit Ministerpräsident Silvio Berlusconi rühmt, plant einen Massenauftritt von 150 Künstlern. Neben seiner Biennale-Berufung war der Kurator vom Minister auch auf den Posten des obersten Denkmalschützers von Venedig gesetzt worden, ohne dass er dafür die Karrierevoraussetzungen mit sich bringt.

Der neue Kulturminister Giancarlo Galan zog die Berufung zurück und vergab den Posten anderweitig. Sgarbi kündigte zunächst mit schrillen Tönen an, deshalb auch von seiner Biennale-Berufung zurückzutreten zu wollen. Wenige Tage darauf widerrief er seine Ankündigung, bestätigte sie erneut und zog sie schliesslich doch zurück. Eine Provinzposse, die zeigt, wie weit es in Italien Schreihälse bringen können. Denn die Medien finden am lauten Zoff viel mehr Gefallen als an der bislang stillen Arbeit von Bice Curiger und ihrem Team.

**ONE-MAN-SHOW.** Dabei wäre der frühere Staatssekretär im Kulturministerium ein zwar konservativer, aber sachkundiger Vertreter der Kunstgeschichte. Das Vorhaben zum Beispiel, den italienischen Pavillon gleichsam in viele kleine Teile aufzusplittern, hat etwas Anarchisch-Revolutionäres an sich. Dass dadurch etwa die üblichen Kunstlobbys ausgehebelt würden, haben auch linke Intellektuelle begrüsst. Doch wird die Kollektivveranstaltung zumindest zu Beginn der Biennale, da besteht bei Sgarbi kein Zweifel, auf eine One-Man-Show hinauslaufen.

## Offenen Auges

Kati Rickenbach signiert im Comix Shop Basel

HANNES NÜSSELER

**Die erfolgreiche Comiczeichnerin («Filmriss») und Heimwehbaslerin schöpft aus dem vollen Leben – am liebsten aus ihrem eigenen.**

Die Bedienung lässt auf sich warten. Kati Rickenbach nimmt die Sache selbst in die Hand und holt die Getränke – das ist sie sich dank viele Nebenjobs im Gastgewerbe gewohnt. Und man fragt, mit Seitenblick auf die ESC-Teilnehmerin Anna Rossinelli, wie Kellnern und Kreativität zusammenpassen? «Die Kreativität gibt es nur dank Jobs wie dem Kellnern», sagt Kati Rickenbach. «Kein Mensch wartet auf dich, wenn du frisch von der Kunst kommst.»

Die Kunstgewerbeschule hat die Schönenbucherin Kati Rickenbach in Basel begonnen, nach einem Jahr wechselte sie nach Luzern. Eigentlich wollte sie ja Journalistin werden, bis ihr während des Vorkurses dämmerte, dass das Gestalten eine reale Berufsoption sein könnte. Sie nahm sich also von ihrem Studium, was sie brauchte, und setzte es sogleich um. Das Gastgewerbe bot dabei nicht nur einen bodenständigen Ausgleich zum introvertierten Handwerk, sondern auch wertvollen Anschauungsunterricht: Ihre skurrilen Anekdoten hielt Rickenbach in gezeichneten Tagebucheinträgen fest.

Diese bilden auch die Grundlage für ihr neues Werk «Jetzt kommt später», in dem sie von zwei Hamburg-Aufenthalten berichtet – 2004 als

erfahrungshungrige Studentin, die keine Einladung ausschlägt; und 2009 als von Existenzängsten geplagte Comiczeichnerin, die in Tränen ausbricht, als sie ihren Nebenberuf im Gastrobetrieb verliert.

Freunde, Liebhaber, Hochs und Tiefs – alles charmant überzeichnet und garantiert echt. «Der Alltag hat so viel Potenzial», schwärmt Rickenbach. Dass sie mit ihrer autobiografischen Arbeit den Voyeurismus der Leserschaft bedienen könnte, schreckt die 30-Jährige nicht. «Ich inszeniere mich selbst wie ein Regisseur», erklärt Rickenbach, «das schafft Distanz.» Zugleich bleibt die junge Frau nah dran am Erlebten, was in der von Männern dominierten Comicszene seinen unwiderprochenen Reiz hat.

**TRAUMJOB.** Mit ihrem Freund und einem Rollkoffer voller Ideen (gemeinsame Wohnung, Familienplanung) kehrt Rickenbach am Ende von «Jetzt kommt später» nach Zürich zurück, wo sie seit fünf Jahren wohnt und das Comicmagazin «Strapazin» mitherausgibt. Bereits ihr erster Auftrag, eine gezeichnete Serie für das Ausgehmagazin «Züritipp», brachte zusammen, was Rickenbach bis heute begeistert: das Herumstreifen, Beobachten und Erzählen – «ein Traumjob», sagt sie.

Dabei musste sich die Zeichnerin gelegentlich ihren «Basler Sarkas-

**Auf der Durchreise.** Kati Rickenbach hat früher auch im Comix Shop gejobbt.

Foto Daniel Desborough



mus» vorhalten lassen: kein Wunder, blüht Rickenbach auf, wenn sie ihre alte Heimat besucht. Aber auch nach Hamburg hat sie Heimweh, nach Sizilien, Indien, China. «Es ist doch schön, wenn man sich an mehreren Orten wohlfühlt», erklärt sie.

Dass die Zeichnerin dennoch in Zürich bleibt, hat gute Gründe: Hier findet sie als Illustratorin Arbeit, 2009 erhielt sie das Comic-Werkjahr

in der Höhe von 21 000 Franken. Jetzt hat sich für Rickenbach in Zürich sogar der Traum von der gemeinsamen Wohnung erfüllt, auch wenn sie im Parterre liegt und heller sein könnte. Sie wird ihre Augen also weiter offen halten.

> **Comix Shop, Basel.** Signierung mit Kati Rickenbach, Sa, 21. 5., 14–15.30 Uhr. Ausstellung bis 18. 6. [www.katirickenbach.ch](http://www.katirickenbach.ch)